



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Negertreue, Negermut

Fortsetzung.

Als Alfons nach dieser Heldentat ins Hotel zurückgekehrt war, traf er dort den Kapitän mit einem Herrn im eifrigen Gespräch. Er stellte ihm denselben als Mr. Brown vor, welcher aus Kapstadt gekommen sei, um einen Jagdausflug ins Land der Amazulus zu unternehmen und dabei auch die Spur seines unglücklichen Neffen Mr. Brown jr. zu verfolgen und etwas Licht in das geheimnisvolle Verschwinden desselben in den Drakensbergen zu bringen. Er hoffte bestimmt, der unglücklichen Mutter genauere Nachrichten von dem Verschollenen bringen zu können.

„Höre, Alfons“, sagte der Kapitän unternehmungslustig, „da gehen wir mit. Du hast Deine Geschäftsangelegenheit glücklich und mit bestem Erfolg geschlichtet; Deine Eltern werden zufrieden sein. Ich habe jetzt meine Ferienzeit; mein Schiff ist in sicheren Händen; wir schließen uns Mr. Brown an, ich habe bereits die Sache mit ihm abgemacht.“

Doch Alfons hatte seine Bedenken; er hörte noch in seinen Ohren die letzten mahnenden Abschiedsworte seiner lieben Eltern: „Alfons, ich bitte Dich“, so hatte besonders die kränkelige Mutter ihm immer und immer wieder zugeflüstert, „lasse Dich in kein Abenteuer, in keine afrikanischen Jagdgeschichten ein; erledige Deine Geschäfte und kehre so bald wie möglich ins Vaterhaus zurück.“

Auch waren erst wenige Monate verstrichen, seitdem der blutige Krieg zwischen den Engländern und den Zulus beendet war. Die Gefühle des Hasses und der Feindschaft mußten bei den Besiegten, welche ihren König Katschwaso als englischen Kriegsgefangenen in Kapstadt wußten, noch zu groß sein, als daß sie sich nicht gegen Weiße, welche ihr Land bereiften, geäußert hätten. In diesem Sinne sprach sich Alfons gegen den Kapitän und Mr. Brown aus. Aber jener, ein genauer Kenner des Zululandes, und dieser Mr. Brown, ein wißbegieriger, mutiger Mann, den das Verlangen nach Taten und der Durst nach Abenteuer trieb, waren durch keine Gründe zu überzeugen, daß eine Reise ins Zululand von einem Gange in die Löwenhöhle nicht viel verschieden sei.

Alfons war indessen nicht der einzige, welcher Bedenken hegte.

Der Besitzer des Hotels war natürlich auch auf der Seite Alfons', aber das war wohl hauptsächlich wegen seines eigenen Vorteiles, seine Gäste länger bei sich zu halten. Er tischte auch einige Schauer-märchen auf; doch diese machten auf Alfons keinen Eindruck, wohl aber die Mitteilung zweier Engländer, welche bei Tisch erklärten, sie seien im Begriff gewesen, einen

Ausflug ins Zululand zu unternehmen, wurden aber am Ufer der Tugela von einer Menge Eingeborener zur Rückkehr gezwungen. Auf den Kapitän und Mr. Brown wirkte dieser Bericht anders. „Und ich gehe doch hin“, rief Mr. Brown entschieden, „schon um des Friedens eines liebenden Mutterherzens willen, und Sie gehen mit, nicht wahr, Herr Kapitän? Und Ihr junger Freund und Schützling ebenfalls.“ Dabei sah er Alfons ins Gesicht.

„Wenn Sie und der Herr Kapitän im Ernste gehen wollen, bin ich natürlich auch dabei“, erklärte jetzt Alfons. Am Ende ist der Teufel doch nicht so schwarz, wie man ihn malt.

Sie kehrten zum Schiffe zurück, ihre Vorkehrungen treffend. Vor vier Wochen sollte das Schiff nicht abfahren. Der Kapitän rief dann Simba zu sich, der noch nicht gelandet war, weil er sich von der Schiffsmannschaft nur schwer trennen konnte. „Simba,“ sagte er zu ihm, „hast Du Mut?“

„Herr, zeigt mir einen Feind oder ein wildes Tier, und Ihr sollt sehen, ob ich ein Simba bin“, antwortete er stolz.

„Ich will zu den Amazulus und brauche einen treuen, verlässigen Diener. Hast Du Lust, mit mir zu gehen?“

„Jakini, Jakini!“ (gewiß, gewiß), rief er entzückt.

„O, ich gehe gerne.“ Und Simba begann sich vor Jubel im Kreise zu drehen. Endlich hatte er den Taumel der ersten Freude hinter sich, und nun äußerte er, er möchte Majua, sein Weib, und seine Kinder sehen. Dieses wurde ihm natürlich gerne zugestanden, nur müsse er binnen zwei Tagen in Pieter-Maritzburg eintreffen, wohin die Herren vorausreisen würden. Hierauf fuhren der Kapitän, Mr. Brown und Alfons wieder ans Land, und Simba begleitete sie; letzterer suchte sogleich seine Familie auf und brachte ihr Geld und Lebensmittel. Unterdessen benützten Mr. Brown, der Kapitän und Alfons die nächste Fahrgelegenheit nach der von Durban etwa 30 Stunden entfernten Hauptstadt Natal, nach Pieter-Maritzburg. Diese Stadt liegt am kleinen Buschmannsfluß auf einer ausgedehnten Ebene, und ist im Nordwesten von grünen, ziemlich hohen Hügeln begrenzt, welche der Stadt einen äußerst malerischen Charakter verleihen. Der Aufenthalt in dieser Stadt ist sehr angenehm und jedem Europäer fällt die Ruhe, welche überall in den Straßen und Plätzen, in den Anlagen und im Park herrscht, auf. Obwohl sie schon das Gepräge einer Großstadt trägt, zumal in der jetzigen Zeit, so geht doch alles so still und gemessen her, so ganz anders, viel ruhiger als in den europäischen Städten Wien, Berlin usw. Viel trägt natürlich das stille, steife Wesen der Engländer dazu bei, und die zivilisierten Eingeborenen, ja selbst die noch ganz wilden, benehmen sich in der Stadt sehr ruhig und gelassen. Es ist ja überhaupt den Negerstämmen, besonders den Zulus, ein gewisses, stolzes,

achtunggebietendes Benehmen nicht abzusprechen; den Namen „Wilde“ verdienen sie nicht.

Doch nun wieder zu unserer Reisegesellschaft zurück.

Ihr Aufenthalt in dieser Stadt dehnte sich auf drei Tage aus, denn es war viel Zeit erforderlich, um sich für die Expedition ins Zululand gehörig auszurüsten.

Mr. Browns Erfahrungen war es zu verdanken, daß sie sich schon bald im Besitz eines Ochsenwagens mit 18 Zugtieren befanden. Was dem Araber sein Kamel, dem Lappländer sein Renttier, das ist dem Kaffio (sagen wir lieber Zulu, denn Kaffio hören sie nicht gerne, es klingt wie ein Schimpfname) der Ochsenwagen. An eine größere Reise im Südosten Afrikas ist ohne denselben kaum zu denken. Folgendes ist sein Aussehen: ein großes, plumptes Wagengestell ruht auf vier dicken, fest beschlagenen Rädern; über den Wagen ist ein Zeltdach aus starkem Segeltuch gespannt, dessen innere Seite mit grüner Ölfarbe angestrichen ist, um es wasserdicht zu machen. An den beiden inneren Wänden sind eine Menge kleiner Taschen angebracht, die zum Aufheben der meist gebrauchten Gegenstände wie Tischgeräte, Schießbedarf, Arzneien, Tee, Kaffee, Tabak usw. dienen. Nachts nimmt der Wagen die müden Reisenden auf.

Aus eigener Erfahrung kann ich den freundlichen Lesern verraten, daß es gar nicht uninteressant und unbequem wär, in solch einem Ochsenwagen zu reisen. Wir Missionschwester nannten den unsrigen so gerne mit dem schönen Namen „Arche Noe“. Der gute, selige Vater Stifter, Abt Franz Pfanner, hatte ihn launisch so getauft und uns damals in den ersten Jahren der Entstehung von Mariannahill in seine Töchterstationen Maria-Einsiedeln, Reichenau, Lourdes und Maria Centecow usw. hinaus gesandt.

Das Innere der „Arche Noe“ hatten wir uns ganz traulich eingerichtet, sogar ein kleines Altärchen war darin, und wir haben daselbst unsere Gebete gemeinsam verrichtet. Gekocht hatten wir auf einem Dreifuß neben dem Wagen; Feuer machten wir von getrocknetem Kuhdünger, von welchem wir genug auf den großen Viehweideplätzen fanden. Ein Wanderleben war es, aber ein frommes, gewürzt mit vertrauensvollem Gebete, heiligem Gesange, Stillschweigen und zur Zeit der Rekreation unterbrochen von heiterem Lachen, denn wir waren ja noch alle im Mai des Lebens, voll Humor und munterer Scherze.

Doch nun wieder zurück zu unserer Reisegesellschaft, denn die jungen Leser wollen gewiß am liebsten schon die Abenteuer hören und zürnen bereits der alten Afrika-Tante, weil sie so viele Haltestellen macht. Gemach, es kommt schon.

Fortsetzung folgt.